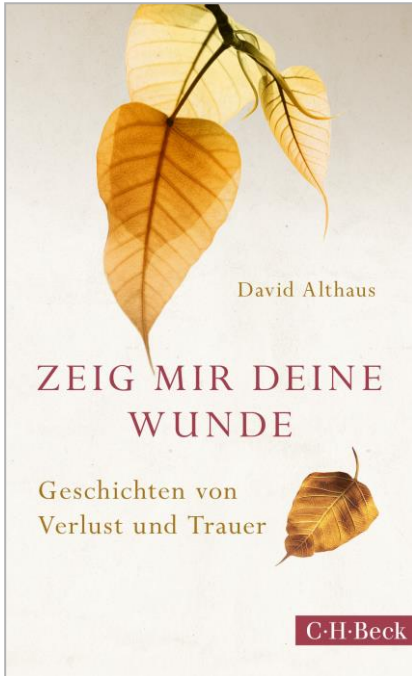


**Unverkäufliche Leseprobe**



**David Althaus**  
**Zeig mir deine Wunde**  
Geschichten von Verlust und Trauer

272 Seiten. Klappenbroschur  
ISBN: 978-3-406-67461-7

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/14257974>

UTA W.:  
LEBE WOHL, MEINE KLEINE!

*Das Authentischste an uns ist unsere Fähigkeit,  
zu erschaffen, zu erdulden, zu verändern,  
zu lieben und stärker zu sein als unsere Leiden.*

Ben Okri

Ich bin heute neununddreißig Jahre alt und Tierärztin. Ich lebe gemeinsam mit meinem Mann und meiner Tochter Ayleen in der Nähe von München. Wir haben zwei Kinder, Ayleen und Maike. Maike ist im Alter von sieben Wochen gestorben. Das ist nun schon über zwanzig Monate her. Ich will hier über Maike schreiben, über das, was sie mir bedeutet, über ihr kurzes Leben, ihren Tod und was es für mich heißt, nun ohne sie leben zu müssen.

*Juni 2010: Endlich schwanger! Wir haben es nun doch noch geschafft! Meine Arbeit und meine Karriere waren mir immer sehr wichtig. Doch für den größten Wunsch in meinem Leben, Familie und Kinder, war ich bereit, das alles hinter mir zu lassen. Und nach all den vergeblichen Versuchen bin ich nun schwanger! Es sind Zwillinge, zwei kleine süße Mädchen, Ayleen und Maike sollen sie heißen. Martin, mein Mann, und ich sind sehr glücklich! Wir können es kaum fassen, dass wir nun endlich eine kleine Familie sein werden.*

Es ist schwer, für all das Geschehene die richtigen Worte zu finden, denn schnell passiert es, dass ein Satz nicht mehr richtig klingt, nicht nach dem, wie ich es empfinde. Ich weiß,

dass ich mich berühren lassen muss von der Erinnerung. Ich muss zulassen, dass sie in mir schwingt und mich bewegt. Das bedeutet dann, dass ich intensiv in meinen Schmerz eintauche, in die unglaublich schmerzhaft Erfahrung, dass Maike sterben musste. Manchmal ist mein Schmerz so groß, dass ich Furcht habe, mich darin aufzulösen, dass nichts von mir übrig bleibt, wenn ich dem Gefühl der Trauer ganz nachgebe. Ich habe auch große Angst vor der Einsamkeit, die direkt neben dem Schmerz sitzt.

*Juni 2010: Die Ärzte sagen mir, dass es eine Risikoschwangerschaft sei und dass ich bald nur noch liegen dürfe. Schon in der zweiten Woche bekomme ich Blutungen und Wehen. Es ist Sonntag. Ich bin in Panik, meine Kinder zu verlieren, und fahre mit Martin in die Klinik. Wir warten lange, und endlich wird ein Ultraschall gemacht. Hat die Ärztin gerade wirklich gesagt: Es sieht schlecht um den einen Zwilling aus? Dass ich entweder einen oder sogar beide Föten verlieren würde? Dass man dagegen gar nichts machen könne? Ich habe große Angst, und ich will das so nicht akzeptieren. Es muss doch irgendetwas geben, das ich machen kann. Wieder zu Hause, rufe ich sofort meine Hausärztin an. Sie nimmt sich Zeit für mich, behandelt meine Krämpfe und untersucht mein Blut. Wie sich später herausstellt, ist die Ursache für die Blutungen und Wehen eine Schilddrüsenüberfunktion, die nun therapiert werden muss.*

Ich bin eine Meisterin der Fassade. Ich glaube, ich war das schon immer, auch lange vor Maikes Tod. Früher gab es viele Dinge in meinem Leben, die waren sehr hart, sehr schwer, und ich habe mich häufig damit allein gefühlt. Ich hatte das Gefühl, dass niemand da war, mit dem ich das hätte teilen können. Also habe ich versucht, so gut es geht, irgendwie zu funk-

tionieren. Ich war wirklich sehr gut darin, anderen Menschen weiszumachen, dass ich das Leben schon packen würde.

*Juli 2010: Seit Beginn der Schwangerschaft bereite ich zu Hause alles für die Ankunft von Ayleen und Maike vor. Es gibt so viel zu tun. Das Kinderzimmer einrichten, Anziehsachen besorgen. Ich habe eine zweiseitige Liste gemacht, die ich akribisch abarbeite. Aber am schwierigsten ist der Kauf der Babyschale. Zwillinge kommen oft zu früh auf die Welt und sind dann kleiner und leichter als andere Babys. Ich habe mich von einem «Frühchenverein» beraten lassen und bin nun auf der Suche nach einer passenden Verkleinerung der Babyschalen. Es macht mir viel Freude, und da ich weiß, dass ich bald nur noch liegen darf, nutze ich die Zeit, solange ich noch kann. Sollen doch alle unken. «Schlechtes Omen!» So ein Quatsch! Oder haben sie vielleicht doch recht? Die Angst bleibt mein Begleiter.*

Es fällt mir schwer, meine Gefühle zu zeigen. Wie ich schon sagte: Ich bin ein Mensch, der sich ganz gut eine Maske überstülpen kann, damit die Dinge nicht so wehtun. Es gibt Leute, die mir sagen, wie sehr sie mich bewundern und wie stark ich sei. In Wirklichkeit bin ich nicht stark. In Wirklichkeit fühle ich mich oft ganz klein, ganz schwach und schutzbedürftig. Ich habe jedoch Angst davor, das anderen zu zeigen, und nur kurz lasse ich es durchblitzen, wie es mir wirklich geht. Und dann ziehe ich lieber eine robuste Außenhaut über, damit niemand merkt, wie es in meinem Inneren aussieht.

*August 2010: Obwohl ich oft höre, dass ich für eine erste Schwangerschaft alt bin und die Kinder deshalb Behinderungen haben könnten, bin ich nicht bereit, außer den vielen Ultraschalluntersuchungen weitere Tests machen zu lassen.*

*Ich will auf jeden Fall beide Kinder bekommen. Ich würde auch in Kauf nehmen, dass ein oder beide Kinder geistig oder körperlich behindert sind. Das sind meine Kinder, die da im Bauch herumstrampeln. Die Hauptsache ist doch, sie dürfen leben und werden auf ihre Art glücklich. Immer wieder fasse ich auf meinen Bauch. Ich bin so glücklich, wenn die beiden in meinem Bauch rumturnen. Schon jetzt kann ich merken, wie unterschiedlich sie sind. Ayleen ist unentwegt in Bewegung, im Ultraschall kaum einzufangen. Sie zappelt einfach ständig rum. «Mit der bekommen Sie noch Spaß», höre ich scherzend von meinen Ärzten. Maike ist eher still. Sie bringt einfach nichts aus der Ruhe. Es entstand ein lustiges Bild beim Ultraschall. Als ihr die Hampeleien von Ayleen zu bunt geworden sind, hat sie sich flugs auf sie draufgesetzt. Die beiden sind ja so süß!*

Seit meiner späten Kindheit leide ich unter Morbus Crohn. Diese entzündliche Darmerkrankung ist bei mir in ausgesprochen aggressiver Weise ausgeprägt, und mein ganzes Leben war immer wieder durch Schmerzen, Durchfälle, Gewichtsverlust, körperliche Schwäche geprägt, und dann natürlich auch noch durch viele Operationen. Wenn ich ehrlich bin, muss ich zugeben, dass ich es ungerecht finde, eine so schlimme Krankheit zu haben. Ich weiß nicht, womit ich es verdient habe und ob es eine Strafe für irgendetwas ist, jedenfalls fühle ich mich oft bestraft. Letztlich habe ich die Erkrankung nie in den Griff bekommen, und immer hing eine weitere Verschlechterung wie ein Damoklesschwert über mir.

*1. November 2010: Ich bin in der 18. Schwangerschaftswoche und habe einen Krankheitsausbruch meines Morbus Crohn. Eigentlich heißt es, dass sich eine Schwangerschaft positiv auf die Erkrankung auswirkt. Leider nicht bei mir. Ich muss nun viele Medikamente zu mir nehmen, unter anderem Cortison*

*und andere Immunsuppressiva. Schadet das meinen Kindern? Alle Medikamente für sich genommen sind in der Schwangerschaft erlaubt, doch keiner weiß, ob die Kombination nicht gefährlich ist. Aber ich habe keine Wahl, ich muss sie nehmen. Ich darf nun nicht mehr aufstehen, esse drei warme Mahlzeiten am Tag und zusätzlich noch Astronautenkost. Es ist furchtbar, so tatenlos rumzusitzen.*

Der Crohn hat mich wieder und wieder aus allem herausgerissen: aus der Schule, aus dem Studium, später aus dem Beruf. Immer war ich so entmutigt, so enttäuscht, so traurig. Trotzdem habe ich nach außen stets so getan, als würde ich es schon schaffen. «Nur die Harten kommen in den Garten», rufe ich laut, und dann lache ich herzlich, und die anderen lachen mit. Sie freuen sich, dass es gar nicht so schlimm ist mit mir. Bewundern mich, dass ich so gut drauf bin, obwohl bei mir alles so schwierig ist. Ich mag es selbst nicht, dass ich so bin. Ich würde gerne anders sein, aber es fällt mir sehr schwer.

*5. November 2010: Ich bin zur Untätigkeit verdammt. Eigentlich bin ich jemand, der immer etwas tun muss. «Arbeit ist mein halbes Leben.» Nicht einmal meine Hunde sind noch bei mir. Sie sind bei meinen besten Freunden untergebracht. Es macht mich traurig, dass ich sie so lange nicht mehr sehen werde. Aber ich kann sie zu Hause nicht mehr versorgen, darf nicht mehr mit ihnen rausgehen. Ich bin auf die Hilfe meiner Mutter angewiesen. Sie hat alles stehen und liegen lassen und ist bei uns eingezogen. Sie kümmert sich um mich und den Haushalt. Ich bin ihr so dankbar und gleichzeitig irgendwie auch gereizt. Ich will doch alles selbst machen und schaffen. Nach Hilfe zu fragen und sie anzunehmen, fällt mir schwer. Und Hilfe werde ich später noch jede Menge brauchen. Zwillinge – ich freu mich sehr auf die beiden. Aber ich habe Sorgen, dass ich das alles allein*

*nicht schaffe. Ich bin froh, dass sich schon so viele Freunde und Bekannte gemeldet und mir ihre Hilfe angeboten haben.*

Wenn ich nun an meine Schwangerschaft zurückdenke, dann war das alles ein ungeheurer Kampf, und von Anfang an lag auch viel Verbissenheit darin. Die ganze Schwangerschaft hindurch musste ich kämpfen! Egal. Ich bin eine gute Kämpferin. Für mich wird es immer dann schlimm, wenn es nichts mehr zu kämpfen gibt, und das waren für mich im Grunde die schlimmsten Momente während der Schwangerschaft, wenn klar war: «Jetzt kannst du nichts mehr tun, du kannst nur noch abwarten. Du kannst nur hoffen, dass deine Kinder überleben, kannst hoffen, dass sie sich weiterentwickeln, wachsen.» Es gab viele dieser Momente während meiner Schwangerschaft, viele Momente in denen ich nichts tun konnte, als dazuliegen und zu warten.

*11. November 2010: Wieder eine Ultraschalluntersuchung. Hoffentlich schlagen die Medikamente und die veränderte Ernährung an, hoffentlich nehmen Ayleen und Maike wieder zu. Ich blicke voller Sorge abwechselnd auf den Bildschirm und den Arzt. An seinem Gesicht kann ich sehen, dass etwas nicht stimmt. Meine Kinder wachsen nicht! Mein Darm ist einfach nicht in der Lage, genügend Nährstoffe aufzunehmen. Ich habe Angst davor, es Martin zu sagen. Er ist krank vor Sorge um mich und die Kinder. Wie soll es nur weitergehen? Ich versuche, stark zu sein.*

Während ich die Aufzeichnungen vom November 2010 abermals lese, werde ich traurig. Dabei lebte Maike damals noch. Nichts war verloren. Keineswegs wusste ich, dass Maike zwei Monate später in meinen Armen sterben würde. Noch war sie ungeboren.

*22. November 2010: Ich wache mit starken Bauchschmerzen auf. Ich kenne diese Art von Schmerz von früher. Er bedeutet «eitriger Herd im Enddarm». Das bedeutet, dass ich operiert werden muss. Es ist beschissen, in der 32. Schwangerschaftswoche operiert zu werden. Aber es geht nicht anders. Ich habe mich für eine Epiduralanästhesie entschieden. Das heißt, ich bin bei der Operation wach, spüre aber keine Schmerzen. Es ist grausam, bei vollem Bewusstsein dazuliegen, mit der ständigen Furcht, die Kinder zu verlieren. Ich wünsche mir, irgendeiner würde eine Hand auf meinen Arm legen, mich beruhigen. Doch trotz der vielen Ärzte und Schwestern um mich herum fühle ich mich allein.*

Die Operation war erfolgreich, sagten die Ärzte. Doch auch anschließend wuchsen die Kinder nicht so, wie sie sollten. Die Blutversorgung von Ayleens Gehirn war nicht mehr ausreichend gewährleistet. Jeden zweiten Tag musste ich zur Kontrolle. Es war extrem belastend: Was, wenn die Blutversorgung von Ayleens Gehirn zwischendrin einfach aufhört? Ich konnte nicht mehr schlafen, lauschte in mich hinein. Ich versuchte krampfhaft, etwas zu spüren. Bewegt sich Ayleen noch? Lebt sie noch? Am 8. Dezember meinten die Ärzte, das Risiko wäre zu groß, länger zu warten. Ich war ungeheuer deprimiert, und meine Anstrengungen der vergangenen Monate schienen mir umsonst. Wieder eine Periduralanästhesie. Dann ging alles ganz schnell. Ayleen und Maike wurden per Kaiserschnitt geholt. Zum Glück war Martin die ganze Zeit bei mir.

*8. Dezember 2010: Schaut mal her! Unsere Mädchen sind zur Welt gekommen! Ich bin so erleichtert, als ich die beiden schreien höre. Sie atmen von ganz allein. Sie müssen nicht an die Beatmungsmaschine! Maike wiegt 1480 Gramm, Ayleen*



*1360 Gramm. Wir müssen ihnen nur noch das Trinken beibringen und sie ein bisschen aufpäppeln, 2000 Gramm müssen sie wiegen, bevor wir sie mit nach Hause nehmen dürfen. Aber das Schlimmste haben wir nun hoffentlich hinter uns! Die Schwestern und Ärzte sind super vorsichtig. Wir dürfen die Mädchen nur ganz kurz sehen, dann müssen sie sofort in den Inkubator und auf die Intensivstation. Dabei möchte ich doch unbedingt mit den beiden kuscheln, ihren Herzschlag hören.*

Die vier Wochen, die unsere Kinder dort bleiben mussten, waren sehr hart für mich. Wir durften nur während der Besuchszeiten zu Ayleen und Maike. Vormittags habe ich ihnen Geschichten vorgelesen und ab und zu mal heimlich ihre Händchen gehalten. Ich war aber trotzdem immer da. Wenn wir schon kaum Körperkontakt haben konnten, sollten die beiden wenigstens meine Stimme hören. Deren Klang hatten sie ja zuvor in meinem Bauch kennengelernt, und ich hoffte, sie würden meine Stimme wiedererkennen und wissen: Mama ist bei uns.

Nachmittags haben wir jeweils ein Kind gewaschen und gewickelt. Und zum Schluss das Beste: Wir durften Ayleen und Maike auf unseren nackten Oberkörper legen und schmusen. Ihren Atem und den Herzschlag spüren, sie ganz vorsichtig streicheln.

*15. Dezember 2010: Meine Güte, sie sind so winzig, sehen so zerbrechlich aus und trotzdem schon wie richtige kleine Menschen. Ich bin ganz vorsichtig mit den beiden. Sie sind so zart, dass ich Angst habe, es könnte irgendetwas kaputtgehen, wenn ich sie zu fest anpacke. Es beruhigt mich, dass ich jederzeit eine Schwester um Hilfe bitten kann.*

*Dass die beiden ihre Milch immer wieder ausspucken, macht mich fertig. Ich versuche wirklich alles. Ich füttere mit*

*der Magensonde und einer Stoppuhr, damit ich ihnen die Milch nur ja nicht zu schnell gebe. Die Flasche nehmen sie fast gar nicht. Das Saugen fällt ihnen noch sehr schwer. Wenn sie nicht bald anfangen, richtig zu trinken, kommen wir hier niemals raus und nach Hause.*

Ich hätte ewig neben den beiden stehen und sie beobachten können. Sie sahen sich zum Verwechseln ähnlich und waren in ihrer Art doch damals schon so unterschiedlich. Ayleen schlief nicht viel, zappelte die ganze Zeit rum und schrie häufig. Maike wirkte eher gelassen. Sie schien uns zu beobachten. Auch wenn ich ihr mal den Rücken zudrehte, hatte ich den Eindruck, ihre Blicke spüren zu können. Am liebsten wäre ich die ganze Zeit nur bei ihnen geblieben, aber man ließ mich nicht. Obwohl ich nichts dafür konnte, kam ich mir vor wie eine Rabenmutter. Ich fragte mich, was sie wohl fühlten, wenn ich sie abends allein zurückließ. Sie lagen da, einsam im Inkubator, und ich wollte sie so gerne beschützen. Beim Hinausgehen traf ich auf die anderen Mütter, die freudig ihre Kinder in ihren Armen hielten oder stillten. Ich war neidisch und eifersüchtig, und es war ein scheußliches Gefühl, allein in die dunkle Nacht hinauszugehen.

*4. Januar 2011: Es ist so weit. Wir dürfen die beiden mit nach Hause nehmen. Ich bin total aufgedreht und stolz wie Oskar. Eigentlich essen die zwei noch nicht genug, aber Ayleen zieht sich und ihrer Schwester ständig die Magensonde raus; sie mischt die ganze Station mit ihrem Geschrei auf. Ingeheim sind die Schwestern bestimmt froh, die Rabauken loszuwerden. Wir sind endlich alle zusammen zu Hause: Ayleen und Maike, die Hunde, meine zwei Katzen, Martin, ich; und meine Mutter ist auch weiterhin da. Es dreht sich alles nur noch um Schmusen, Rumtragen, Windeln wechseln und Füttern.*

*Dazwischen immer wieder Erbrochenes wegwischen. Ayleen und Maike spucken wie die Weltmeister. An Schlaf ist nicht zu denken. Aber was soll's. Ich bin einfach nur glücklich. Wir sind eine kleine Familie. Mein größter Wunsch ist in Erfüllung gegangen.*

Ich glaube, die meisten Eltern sind irgendwie nervös und unsicher nach der Geburt ihres ersten Kindes. Sowohl Mutter wie auch Vater fragen sich dann, ob sie alles richtig machen, ob sie an alles gedacht haben, ob es dem Kind wirklich gut geht. Bei uns war die ganze Situation wohl ein bisschen extremer als bei anderen. Als die beiden Kleinen aus der Klinik entlassen wurden, wogen sie ja immer noch viel weniger als ein später zur Welt gekommenes Baby. Und es waren zwei Kinder und nicht nur eines. Wir taten wirklich, was wir konnten, und waren eigentlich die ganze Zeit auf Achse. Irgendwie hatte das auch etwas Schönes. Aber insgesamt waren wir total erschöpft. Es gibt Fotos aus dieser Zeit, da liegen oder sitzen wir irgendwo rum, mit einem oder zwei Kindern auf dem Arm, alle dösen vor sich hin oder haben die Augen zu, und die Tiere sind um uns herum und schlafen auch. Auf den Fotos wirkt alles sehr friedlich. In Wirklichkeit war alles unglaublich anstrengend, und trotzdem waren wir auch glücklich.

*18. Januar 2011: Ayleen kann kaum noch atmen. Die ganze Nacht über habe ich sie getragen, aus Angst, sie könnte ersticken. Ich halte es vor Sorge um Ayleen nicht mehr aus. Martin und ich fahren mit ihr in die Haunersche Kinderklinik nach München. Ayleen geht es so schlecht, dass wir beide dableiben müssen. Mir bricht fast das Herz, als Martin allein nach Hause fährt.*

Ich frage mich, ob das alles übertrieben klingt, was ich hier schreibe. Doch wenn ich mich genau erinnere, wie es war, dann weiß ich, dass ich nicht übertreibe: Die Zeit mit Ayleen in der Klinik war die Hölle. Ich hasse Krankenhäuser. Ich weiß gar nicht, wie oft ich in meinem Leben im Krankenhaus war, wegen meines Morbus Crohn und dann auch noch während der Schwangerschaft. Und nun abermals ein Krankenhausaufenthalt, obwohl wir doch gerade erst alle zusammen zu Hause waren. Es tat weh, dass wir uns schon wieder trennen mussten. Vorher hatte ich das Gefühl, wir könnten das irgendwie alle gemeinsam durchstehen. Nun waren wir erneut auseinandergerissen. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, wenn ich an Maike dachte, und doch galt in diesem Augenblick meine ganze Sorge Ayleen. Eine gefährliche Erkrankung reihte sich an die andere: Ayleens Lunge war stark durch ein Virus (Respiratory Syncytial Virus) angegriffen. Ein Magen-Darm-Virus schwächte sie zusätzlich so sehr, dass sie kaum noch reagierte. Und dann kam die nächste Hiobsbotschaft, dass Ayleen eine durch Streptokokken verursachte Gehirnhautentzündung hatte. Es war die Hölle.

*27. Januar 2011: Ich habe Angst, Angst, dass Ayleen stirbt. Ich tue alles, was ich tun kann; es erscheint mir immer noch zu wenig. Ich schlafe fast gar nicht mehr, maximal fünfzehn Minuten am Stück. Ayleen liegt apathisch in meinen Armen; sobald sie allein in ihrem Bettchen ist, schreit sie ununterbrochen. Ich bin am Rande der Erschöpfung, kann mich kaum noch auf den Beinen halten. Ich darf jetzt nicht schwach werden. Ich muss das durchstehen, ich muss – um jeden Preis – stark bleiben. Es ist Ayleen, mein Kind. Ich muss.*

Ich weiß gar nicht, woher ich die Kraft genommen habe, das auszuhalten. Wenn ich jetzt daran denke, berührt es mich ei-

genartig; ich könnte weinen. Ich habe mir damals viel zuge-  
mutet. Vierundzwanzig Stunden am Tag ein verzweifelter  
Kampf. Nach außen taff. Ich war unzufrieden mit der Klinik  
und zeigte es auch, hatte den Eindruck, dass sie unsauber ar-  
beiteten, dass die Hygiene allgemein vernachlässigt wurde.  
Die Schwestern hatten so ihre eigenen antiquierten Ansichten  
zur Kindererziehung und wollten sie mir gnadenlos aufdrü-  
cken. Zu all dem kam große Sehnsucht nach Maike. Ich litt  
sehr darunter, sie nicht bei mir zu haben. Es hat sich ange-  
fühlt, als ob ich sie im Stich lassen würde, als ob ich sie nicht  
genauso lieben würde wie Ayleen. Ständig habe ich mich ge-  
fragt, ob sie jemals verstehen würde, warum ich damals nicht  
bei ihr, sondern bei Ayleen war. Ich habe mich damit getröstet,  
dass ich bald all die verlorene Zeit mit ihr nachholen würde.  
Ich sollte keine Gelegenheit mehr dazu bekommen.

*31. Januar 2011: Martin darf ich nur noch kurz unter speziel-  
len Hygienemaßnahmen sehen. Die gefährlichen Keime von  
Ayleen sollen nicht zu Maike getragen werden. Aber zum  
Glück geht es Maike gut. Meine Mutter hat sie bei der Kin-  
derärztin auf den Erreger hin testen lassen. Es ist alles in  
Ordnung. Martin erzählt immer, wie gut es ihr geht, wie gut  
sich Maike entwickelt. Ich vermisse sie so sehr. Ein bisschen  
bin ich eifersüchtig auf meine Mutter, die nun eine Art Er-  
satzmama für Maike ist, solange ich in der Klinik sein  
muss.*

*4. Februar 2011: Ich kann einfach nicht mehr. Es ist schwer,  
mir das einzugestehen, aber vor Erschöpfung falle ich fast vom  
Stuhl. So geht es nicht mehr weiter. Ich bin am Ende, brauche  
dringend eine Pause. Ayleen geht es zum Glück etwas besser.  
Die Hirnhautentzündung scheint unter Kontrolle, und Ayleen  
ist etwas ruhiger geworden. Heute werde ich mit Martin nach*

*Hause fahren. Nur für eine Nacht, schlafen, endlich wieder schlafen. Und das Allerwichtigste: meine Maike wiedersehen!*

Ich hatte ein gesundes Kind erwartet, aber Maike ging es gar nicht so gut, wie mir alle erzählt hatten. Ich war enttäuscht. Sie hatte einen Blähbauch, aß nicht wirklich und quengelte rum. Martin und meine Mutter wollten den Arzt rufen. Doch ich war dagegen. Sie waren ja am Vortag erst beim Kinderarzt gewesen. Der prophylaktische Test auf die Gehirnhautentzündung war negativ gewesen. Auch sonst schien alles in Ordnung. Ayleen war es die Wochen vorher viel schlechter gegangen. Ich machte mir keine allzu großen Gedanken. Heute frage ich mich oft, ob ich damals die Symptome von Maike nicht nur einfach heruntergespielt habe. Aber ich war so erschöpft, ich wollte nur noch ins Bett und schlafen. Heute denke ich, dass das egoistisch war, dass ich nur an mich gedacht habe. Warum saß ich an dem Abend nicht wenigstens neben ihrem Bett und tröstete sie? Für Ayleen hatte ich das doch tage- und nächtelang gemacht.

*5. Februar 2011, 6:30 Uhr: Meine Mutter steht morgens neben meinem Bett, weckt mich auf. Maike ist die Nacht über zum Trinken nicht wach geworden. Sie ist apathisch, schielt und gibt wimmernde Töne von sich. Zunächst bin ich panisch und weiß nicht, was ich machen soll. Dann reiße ich mich zusammen. Es ist, als ob ich neben mir stehen würde. Ich rufe den Notarzt an und schildere, was los ist. Dann bereite ich alles für seine Ankunft vor, koche Kaffee, packe eine Tasche für Maike. Es dauert nicht lange und unser Haus ist gerammelt voll. Kindernotarzt, Rettungsdienst, Sanitäter. Sie untersuchen Maike und legen ihr einen Zugang.*

Die Erinnerung an diesen Morgen ist schwierig. Ich sehe die

Bilder, sie laufen wie ein Film vor mir ab; mich selbst sehe ich von außen, und es fühlt sich fremd an, unwirklich. Lauter Menschen waren um Maike, der es immer schlechter ging. Ich war wie in Watte gepackt und beobachtete den Notarzt, scheinbar konzentriert, mit nüchternem Blick. Die Sanitäter lobten mich, wie ruhig ich sei. Sie waren froh, dass ich nicht weinte oder hysterisch wurde. Ich glaube, sie wussten, dass mein Kind gerade stirbt. Auch ich wusste, dass es sehr kritisch war, aber ich fühlte nicht viel, war wie in Trance. Ich war da und doch nicht da. So flog ich dann mit Maike im Hubschrauber in die Klinik.

*9:30 Uhr: Wir fliegen. Maike liegt so klein, in Decken gepackt, in meinen Armen. Schon immer habe ich mir gewünscht, mit einem Hubschrauber fliegen zu dürfen. Aber nicht so. Ich schaue Maike den ganzen Flug über ins Gesicht. Sie ist grau, lebt sie noch? Ich weiß es nicht. Als wir landen, ist die Ärztin sehr hektisch, schubst mich in Richtung Krankenwagen. Maike hat weder Puls noch Atmung. Sie ist am Ende des Fluges in meinen Armen gestorben. Ich renne nun zum Krankenwagen. Sie reißen mir Maike aus dem Arm und versuchen sie wiederzubeleben. Doch nichts klappt auf Anhieb. Sie finden nicht den richtigen Tubus, das Beatmungssystem des Hubschraubers ist nicht mit dem des Krankenwagens kompatibel. Am liebsten würde ich jetzt schreien, alle von meinem Kind wegstoßen und es selbst machen. Doch ich stehe nur ganz still da, schaue zu. Zehn unendliche Minuten – die Ärzte haben zehn Minuten gebraucht, um Maike wieder ins Leben zurückzuholen. Dann bringen sie sie weg, und ich bleibe allein zurück.*

Maike sah ich später auf der Intensivstation der Kinderklinik Dritter Orden wieder. Sie hatte eine schwere Gehirnentzündung, wurde beatmet und war an viele Geräte ange-

schlossen. Immerzu ging irgendein Alarm los. Maike lag mit offenen, starren Augen in ihrem Bettchen. War da in ihnen ein Vorwurf? So, als wollte sie sagen: «Schau mich an. Sieh, wie schlecht es mir geht! Wo warst du die ganze Zeit gewesen? Warum hast du mir nicht geholfen?» Ich fühlte mich sehr schlecht und hatte den Eindruck, schuld daran zu sein, dass alles so gekommen war.

Tagsüber war ich jetzt immer bei Maike, ich redete mit ihr, wusch sie und fütterte sie über die Magensonde. So oft es ging, nahmen wir sie mit all den Kabeln aus dem Bett und kuschelten mit ihr. Nachts fuhr ich dann in die andere Klinik zu Ayleen.

Bei jeder Untersuchung von Maike war ich mit dabei, und jeden Morgen besprachen die Ärzte mit uns ihren Zustand. Aber mir mussten sie nichts sagen. Ich sah selbst, dass es jeden Tag schlechter wurde, sah selbst im Ultraschall, wie jeden Tag mehr von Maikes Gehirn abstarb.

*8. Februar 2011: Es darf nicht sein, es kann nicht sein. Maike ist doch meine kleine Tochter. Sie muss einfach wieder wach werden. Maike lebe, bitte, tu es für mich. Doch mein Verstand sagt mir, dass du sterben wirst. Und wenn du doch überleben solltest, dann nur schwer behindert. Es würde ein Leben an Maschinen sein, und du hättest immer Schmerzen. Maike, das musst du nicht, du darfst gehen, darfst sterben. Ich sitze neben dir am Bett, halte deine Hand und bin verzweifelt. Maike lebe, Maike stirb, Maike lebe, Maike stirb ...*

*9. Februar. 2011: Heute ist ein wichtiger Tag. Heute lassen wir Maike taufen. Meine Mutter und meine besten Freunde sind gekommen und bringen ein Taufkleid mit. Es ist seltsam. Auf der einen Seite die sterile Atmosphäre der Intensivstation, auf*



*der anderen Seite die Feierlichkeit dieses christlichen Rituals. Die Schwestern haben für Maike eine Kerze bemalt. Eigentlich darf man sie im Krankenhaus nicht anstecken, aber für einen kleinen Moment machen die Schwestern eine Ausnahme. Der Priester tauft und segnet Maike. Ich spiele für meine kleine Tochter von einem CD-Player das Lied «Ave Maria» ab. So ist – wenigstens in Gedanken – auch mein Vater mit dabei. Wir hatten das Lied für ihn auf seiner Beerdigung spielen lassen.*

Am Tag bevor wir die Maschinen abschalteten, nahmen wir wieder einmal an der Morgenbesprechung der Ärzte teil. Die Stimmung war noch gedrückter als sonst. Bevor jemand etwas sagte, wusste ich es: Maike war tot, gehirntot. Nur die Maschinen hielten ihren kleinen Körper noch am Leben.

Ich wollte Martins Hand nehmen, aber ich konnte es nicht. Alles war so sinnlos, so vergebens. Ich hatte bislang die Hoffnung gehabt, Maike käme für eine Organspende in Frage. Es wäre ein kleiner Trost gewesen, auf diese Weise einem anderen Kind das Leben zu retten. Und wenigstens ein kleiner Teil von Maike hätte weitergelebt. Doch dieser Trost blieb aus. Maike erfüllte nicht die Kriterien für eine Organspende. Ihr Kopf war durch die Gehirnentzündung überdimensional angeschwollen. Ein winziger Rest von Aktivität im Stammhirn widersprach den Regularien für eine Organtransplantation.

[...]

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)